

Nr. 57. **Bromberg, den 11. März** **1934.**



Roman von A. Schöneberg.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Schon längst drängte Isenhardt den Verwaltungsrat der S. S. C. zu einem Erwerb des früheren französischen Kolonialbesitzes. Bisher erfolglos. Jede Fühlungnahme in dieser Angelegenheit war bei den schwarzen Diplomaten auf ein eisenhartes Nein gestoßen. — —

Ein unerwartetes Ereignis riß Rauenstein und Isenhardt aus ihrer Unterhaltung. Die rote Signallampe glomm auf. — Gefahr?! Mit einem einzigen Sprung befand sich Isenhardt an der Treppe zum Führerraum, nahm sie in zwei, drei hastigen Sprüngen, blieb — — mitten im Schwung — — stehen, sah das Aufblitzen der kleinen Morselampen auf dem Empfangsrad des automatischen Radioempfängers und las ohne weiteres die Botschaft, die durch den Äther zu ihnen drang, ab: Kurz, kurz, kurz-lang, lang, lang-kurz, kurz, kurz.

SOS! Der internationale Notruf! Noch einmal, und noch einmal! Und dann das Rufzeichen des in Luftnot befindlichen Schiffes: S. S. 2!

S. S. 2 — — — war das Schwesterschiff ihres eigenen Flugbootes, das heute seine erste Reise antrat.

Isenhardts Finger hämmerten auf die Sendetaste. „Wo steht ihr? Was ist los? — Hier S. S. 1!" Dreimal — viermal! Dann Pause — warten!

Endlich. Die Birnen glühten wieder auf. „Stehen Bir O 150 Kilometer Nord!" Noch einmal glühten die Lämpchen auf: „Überf . . .!" meldeten sie, dann zuckten sie nur noch wild und unregelmäßig durcheinander, und aus dem Apparat kam ein lautes Surren. Dem Kundigen war es klar, daß eine starke Station mit wilden Störungszeichen dazwischen funkte.

„Stehen Bir O 150 Kilometer Nord!" Das Postschiff befand sich 150 Kilometer nördlich der Oase Bir Onan. Der Pilot riß das Flugzeug herum, daß die Luft unter den Tragflächen heulte.

Rauenstein war hinaufgesprungen in den Kuppelraum, wo als Waffe das pneumatische Maschinengewehr eingebaut war. Er fieberte danach, an den Feind heranzukommen. Das war ein Fressen für ihn! Überfall auf ein Postschiff der Siedlungskompanie!

„Reinhold!" brüllte er plötzlich: „Reinhold!"

Augenblicklich erschien Isenhardt auf den obersten Leitersprossen.

„Da unten!" — Rauensteins ausgestreckte Hand deutete nach Norden. Tief unter ihnen standen weiße Wolkentupfen am Himmel, die ihre Gestalt langsam veränderten: Schrapnellwölkchen!

Teufel ja! Das ging auf Tod und Vernichtung!

„Jammerschade, daß wir kein Schnellfeuergeschütz eingebaut haben! Wir sollten den Herrschaften den Spaß schön verderben!"

Sekunden noch — dann tauchte auch das Postschiff auf. Im Zickzackkurs, offenbar bereits getroffen, versuchte es, einem zweiten Flugboot, von dem aus die Schrapnellschüsse kamen, zu entgehen. Dieses hielt sich wohlweislich in großer Entfernung, um gemächlich, ohne jede eigene Gefährdung, sein Werk zu vollenden.

Rauenstein fieberte, endlich auf den Knopf des Maschinengewehrs drücken zu können. „Ruhe, Ruhe!" mahnte Isenhardt.

Wie ein Habicht auf die Taube schoß S. S. 1 auf das Raubschiff hinab. Pfeifend sauste die Luft an den Außenwänden entlang. Dumpf brummte die mächtige Servogetriebebremse. Noch ein jäher Sturzflug — eine steile Korkzieherkurve, und — — wie ein Blitz aus heiterem Himmel strich S. S. 1 an dem fremden Flugzeug vorbei und jagte ihm aus kaum 30 Meter Entfernung eine Geschoßgarbe in den sorglos weit geöffneten Geschützturm.

Gesichter blitzten auf, schwarze, verstörte Augen — — stürzten, Deckung suchend, getroffen zu Boden. Schwer sackte das Boot ab, taumelte, wurde geschickt abgefangen und — zog in rasender Fahrt ab gen Osten.

„Ihm nach!" schrie Rauenstein.

Im ersten Augenblick war Isenhardt versucht, den Befehl an den Piloten weiterzugeben. Aber als S. S. 1 sich herumgeworfen hatte, lag das Raubschiff schon weit ab. Es war offensichtlich ungeheuer schnell, und dann — es wäre heller Wahnsinn gewesen, mit einem Maschinengewehr an Bord ein schwerbestücktes Kampfboot zu verfolgen.

Der Ingenieur gab dem Piloten Auftrag, sich neben das Postschiff zu setzen. Isenhardt rief das Schwesterschiff an. Sein Backbordpropeller war zum Teufel, doch konnte es mit halber Fahrt Timbuktu anlaufen.

Noch zehn Minuten hielten die beiden Schiffe gleichen Kurs, während S. S. 1 sich langsam wieder in größere Höhen hinaufarbeitete. Als die Oase Arauan in Sicht kam, war jede Gefahr für das havarierte Boot vorüber und Isenhardt wendete nach Tetuan.

„Junge, Junge! Das nenne ich Sache!" rief Rauenstein. — „Übrigens geht meine Meinung dahin, daß dir die Ehre dieses Überfalls galt und nicht dem Postflugzeug!"

Isenhardt nickte ernst.

„Das war wohl die Rache einer veerschmähten Frau?" meinte der Journalist.

„Nein, es war mehr! Es war ein Handstreich der Sudan-Defence-Force! Nun, sie sollen sich bald die schwarzen Wollschädel einrennen."

*

Als die „Mauretana" am Kai von Southampton festmachte, war die Fürstin Marasczinski eine der ersten Reisenden, die das Schiff verließen. Zielbewußt strebte sie

einem der am Pier haltenden Kraftfahrzeuge zu. „Hotel Bristol! Chauffeur!"

In diesem Augenblick trat ein junger Herr zu dem Wagen, grüßte höflich und sagte: „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, gnädige Frau! Dieser Wagen fährt zur Anlegestelle der USA-Steamer!"

„O — haben Sie diesen Wagen beordert . . . ich konnte allerdings nicht ahnen . . . Entschuldigung."

Der junge Mann verbeugte sich kurz und ernsthaft. „Sie irren, gnädige Frau! Ich brauche diesen Wagen nicht!"

„Also dann, mein Herr, was erlauben Sie sich?"

Wieder die Verbeugung des guterzogenen Gentlemann. „Verzeihung, Gnädigste. Ich erlaube mir nur, darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Unannehmlichkeiten haben werden, wenn Sie nicht sofort zum Schiff fahren."

„Mein Herr, was soll das? Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?"

„Mein Name ist gleichgültig, gnädige Frau!"

„Dann wünsche ich, diese Unterredung sofort zu beenden!"

„Für diesen Fall", lächelte der korrekte junge Mann, „hätte ich den Auftrag, mich als Ihren Reisebegleiter vorstellen zu dürfen, der Sie sicher nach den Staaten bringen wird."

Unauffällig ließ er in seiner hohlen Hand eine kleine Marke sehen. Mara Marasczinski erblickte die verschlungenen Insignien der S. S. C. und die drei goldenen Ähren. Das Spiel war verloren. Die Siedlungskompanie ließ sie auf Schritt und Tritt beobachten.

„Mein Gepäck . . .?" wollte sie noch einwenden.

„Befindet sich bereits auf dem Weg zum Schiff!"

„O, wie liebenswürdig! — Ich danke Ihnen und — — Ihren Auftraggebern. — Fahren wir!"

Der Geheimagent der S. S. C. meldete zwei Stunden später, daß die Fürstin Marasczinski sich nach Newyork eingeschifft habe, und er für diese Meldung volle Haftung übernehme.

Beim Diner lernte die Fürstin eine Miß Nelly Commodore kennen, die sich ebenfalls auf dem Wege nach Hollywood befand. Da die beiden das gleiche Reiseziel hatten, freundeten sie sich rasch an. Die Fürstin wußte ihre neue Freundin davon zu überzeugen, daß sie — die Fürstin — mit den besten Empfehlungen nach Hollywood gehe, daß sie aber gar keinen Wert darauf lege.

Noch ehe die Stewardeß ihre Gäste kannte, wechselten zwei Damen ihre Kabinen und Pässe. Noch am Abend äußerte Miß Commodore dem Kapitän gegenüber das Verlangen, mit dem Postflugzeug am nächsten Morgen nach dem Festland zurückzukehren.

Als am anderen Morgen das Postflugzeug startete, befand sich eine Miß Commodore an Bord, die von rechtswegen eine Fürstin Marasczinski war.

24 Stunden später befand sich die Fürstin in Berlin.

Zwei Tage später trafen dort, von Tetuan her kommend, Chefingenieur Isenhardt und sein Freund Rauenstein ebenfalls ein. Auf zehn Uhr vormittags hatte der Generaldirektor eine Sitzung des Verwaltungsrats angeordnet. Isenhardt, der dem Direktorium nicht angehörte, war zur Berichterstattung und zur Aufklärung eines von ihm geforderten Sonderfonds geladen.

Gegen acht Uhr war S. S. 1 im Eigenflughafen der Siedlungsgesellschaft gelandet. Die beiden Freunde begaben sich sofort zum Generaldirektor, um Rauenstein eine Eintrittserlaubnis in das streng bewachte Gebäude zu verschaffen.

Nach diesem Besuch begaben sich die beiden Herren zu dem in der Nähe gelegenen Hotelunternehmen der Gesellschaft. Bewundernd blieb der Journalist vor dem Hauptverwaltungsgebäude stehen. Neunstöckig, in drei Terrassen abgestuft, Terrassen und Dach zu den prachtvollsten Luftgärten der Welt verwandelt, lag es da.

Während die Arbeitsgebiete der Gesellschaft in Afrika lagen, hatte in diesem Berliner Gebäude die Hauptverwaltung ihren Sitz, hier befand sich die Zentralbank, hier lagen in den Archiven die Geheimnisse und Pläne der Gesellschaft. Von hier aus spannen sich Fäden über die ganze Erde.

„Ein imposantes Gebäude, lieber Harald, nicht wahr?"

„Jawohl, gigantisch wie das gesamte Werk der Siedlungskompanie."

„Und es wächst unaufhörlich . . . wir stehen, hoffe ich, am Anfang einer vollständig neuen Entwicklungsepoche."

„Es wird davon abhängen, ob das eine Dutzend Geister dort drinnen willens sein wird, meinen Vorschlägen zu folgen. Ich komme mit sehr bestimmten Plänen hierher, die uns, scheitern sie nicht an der Kurzsichtigkeit unserer Herren, unbedingte Sicherheit auf lange Sicht gewährleisten."

„Du hast eine neue Erfindung . . .?"

Isenhardt winkte ab. „Nicht jetzt, lieber Freund! Nur das eine: Ich bin in den letzten Monaten kaum aus dem Laboratorium herausgekommen. Aber . . . . ich bin der Sieger! Ich stände nicht hier, wenn es anders wäre. — — Und nun wollen wir frühstücken, komm!"

Sie traten in das Hotel ein und ließen sich einen Imbiß reichen. Während sich Isenhardt danach zu der Sitzung begab, blieb Rauenstein noch sitzen und beobachtete die Gäste. Durch die Glaswand, welche die eine Seite des Raumes einnahm, hatte er ungehinderten Ausblick auf den Haupteingang des Hotels.

Rauenstein mochte eine gute halbe Stunde allein gesessen haben, als er plötzlich zusammenzuckte. Vor dem Haus hielt eine elegante Reiselimousine, eine Dame entstieg ihr, und schritt dann durch den Eingang, die ganze Front der Glaswand entlang, zum Lift. Im Vorbeischreiten warf sie mit halber Kopfwendung einen forschenden Blick auf die Insassen des Gastraumes, und — ihr Blick blieb an Rauenstein hängen.

Nur ein paar Augenblicke, dann war sie vorbei.

Rauenstein griff sich an die Stirn. Das war doch . . . kein Zweifel war möglich . . . die Fürstin Marasczinski! Hatte ihm Isenhardt nicht versichert, daß sie sich unbedingt auf der Reise nach USA befände!

Zwei Minuten später wußte er, daß die Dame eine Miß Nelly Commodore sei und die Zimmer 227 bis 230 bewohne. Und abermals zwei Minuten später hielt die Dame die Karte des Journalisten in den Händen mit der ergebenen Bitte, einem alten Bekannten die Freude eines kurzen Wiedersehens zu gewähren.

Die gnädige Frau gewährte. Mit der größten Liebenswürdigkeit kam sie dem Besucher entgegen. O ja, sie erinnere sich an Kampala, aber natürlich! Die Tage seien zu schön gewesen, bis . . . bis auf diesen tragischen — beinahe tragischen Ausgang. Sie freue sich so, ihn wieder vollständig gesund zu sehen. Sie war so voll bestrickender Liebenswürdigkeit, daß ein weniger vertrauensseliger Mensch vorsichtig geworden wäre. Sie wollte durchaus nicht ablehnen, daß sie die Fürstin Marasczinski sei, o, keineswegs, doch als Rauenstein sie immer wieder Fürstin nannte, verschloß sie ihm neckisch den Mund mit der Hand: „Still! Still! Ich möchte so gern einmal unbekannt durch die Welt reisen."

Sie plauderten, rauchten Zigaretten zusammen. Die Fürstin zeigte Andenken an Kampala, wertvolle Elfenbeinschnitzereien. Während die Fürstin aus ihrem Reisekoffer noch ein paar Gegenstände holen wollte, betrachtete Rauenstein aufmerksam die Schnitzereien.

Er überhörte den leichten Tritt hinter sich. Er fühlte sich plötzlich von hinten umschlungen. Ein weicher Wattebausch wurde ihm vor Mund und Nase gepreßt. Instinktiv griff er zu, bekam auch die Hände zu fassen . . wollte sie wegreißen . . . ein kurzes Ringen entstand . . . wie stark konnten Frauenarme sein . . . Funken tanzten vor seinen Augen . . . er schluckte . . . Die Glieder wurden schwer wie Blei . . . . man konnte nicht einmal einen Arm heben . . . wenn man wollte . . . wollte . . . .

„So mein Jungchen", sagte die Fürstin leise, hielt ihm noch einmal den Wattebausch unter die Nase und rückte ihm den Kopf auf dem Kissen zurecht. „Bist ein liebes Büberl! Schlaf auch recht schön! Wenn du wach wirst, ist deine Fürstin über alle Berge."

Sie nahm seelenruhig die Brieftasche aus Rauensteins Brusttasche und unterzog sie einer eingehenden Untersuchung. Plötzlich schwang sie triumphierend eine Karte durch die Luft.

„Horrioo! Eine Eintrittskarte zum Besuch der S. S. C.-Gebäude!" Der Name Rauenstein war kein Hindernis. Mara Marasczinski kannte Mittel und Wege, einen Namen verschwinden zu lassen und einen anderen an seine Stelle zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Zufalls.

Merkwürdige Fügungen des Alltags und die Frage nach ihrem Sinn.

Nach wirklichen Begebenheiten dargestellt von Hans Wörner.

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Zufall als Foltermeister.

Von allen Einzelfällen, über die ich zu berichten habe, wollte mir lange Zeit der nun folgende als derjenige erscheinen, bei dem die Macht namens Zufall ihre grausamste Maske aufsetzte und sich jeder sinnvollen Zielsetzung völlig begab. Ich bin mir auch heute noch nicht klar darüber, ob man mit den gewohnten Begriffen auskommt, wenn man in dem qualvollen Erlebnis einer meiner Bekannten, der jetzigen Frau eines Berufsfreundes, so etwas wie einen Sinn entdecken will. Jedenfalls hat der Zufall, der sie zwang, drei volle Jahre ein böses Geheimnis mit sich herumzutragen, im Grunde niemandem genützt, sondern jene Frau diese ganze lange Zeit über nur in Mitleid erregendem Maße gefoltert.

Freilich ist Annegrete vor diesen entsetzlichen drei Jahren das gewesen, was man ein „leichtsinniges Haus" nennt, und freilich hat sich ihr Wesen innerhalb dieser Zeit in kaum vorstellbarer Weise zum Ernst gewandelt. Aber ich kann mich nicht entschließen, diese Wandlung als den Sinn jenes vernichtenden Zufalls anzusprechen. Und noch weniger möchte ich irgend jemand raten, diesen Sinn für sich in dieser Richtung zu suchen. Auch diesmal mag ihn jeder auf seine Weise begreifen.

Annegrete hatte eine Ausbildung als Röntgenlaborantin hinter sich und kam mit jener Leichtfertigkeit, mit der halbfertige Mediziner bisweilen über seelische Dinge zu urteilen pflegen, in meine Heimatstadt zurück. Schon damals war ihre Mutter leidend, aber man ahnte noch nichts Ernstliches. Annegrete konnte ihre Jugend unbeschwert leben, jedenfalls hinderten die gesundheitlichen Beschwerden ihrer Mutter sie nicht daran. Sie ließ sich auch sonst wenig davon abhalten, recht viel Betrieb um ihr reizendes Persönchen zu machen, und in diesen Betrieb wurde mein Kollege, Gert hieß er, hineingezogen. Er sprach mir oft von Annegrete, und ich hörte deutlich aus ihm heraus, daß er sie sehr gerne hatte. Nur ihre Leichtlebigkeit war schuld daran, daß er sich davor scheute, sie sich auch als seine Frau vorzustellen.

Gerade an dem Abend, an dem das Entsetzliche geschah, war Gert bei mir, und wir sprachen davon, ob man es wagen dürfe, ein ganz unausgegorenes, etwas leichtlebiges Mädchen zu heiraten, oder ob man gut daran täte, es erst austoben zu lassen, wie der schöne Ausdruck lautet. Ich kann mich erinnern, daß ich es an diesem Abend für durchaus möglich hielt, eine überschäumende Frau in der Ehe ausreifen zu lassen, aber ich sagte Gert offen, daß ich in ihm nicht den überlegenen Mann sehe, solch ein wildes Pferdchen an ein Gespann zu gewöhnen und ihm einige Unarten auch mal mit harter Hand abzugewöhnen. Und plötzlich stand Annegrete im Zimmer! Meine Wirtin hatte ihr geöffnet, sie trat ein, ohne anzuklopfen, sie stand in Hut und Mantel und war ihrer selbst offensichtlich nicht mehr Herr. Aber sie weinte erst, nachdem sie ihr Erlebnis ganz klar und mit fester Stimme erzählt hatte.

Annegrete war zu jener Zeit noch ohne Stellung. Sie hatte sich im Krankenhaus und bei verschiedenen Privatärzten vorgestellt, aber es brauchte damals gerade niemand eine Röntgenassistentin. Am Morgen nun war zweierlei geschehen. Zunächst hatte Annegretes Mutter über eine nervöse Unruhe geklagt und davon gesprochen, daß sie einen Arzt aufsuchen wolle, dessen Namen sie auch nannte. Es war ein junger, sehr tüchtiger Arzt, der vorerst noch ohne jede Hilfe praktizierte. Gegen elf Uhr ging Annegretes Mutter aus dem Hause, um diesen Arzt aufzusuchen. Um einhalb zwölf Uhr wurde Annegrete telephonisch angerufen. Am Apparat war die Röntgenassistentin zweier Ärzte, die ihre Praxis zusammen ausübten. In dem Hause, in dem sie wohnten, sah es so aus, daß jeder der beiden Doktoren je ein Wartezimmer und einen Konsultationsraum hatte. Gemeinsam für beide arbeitete die Röntgenassistentin in einem eigenen Raum. Es war wohl so, daß die beiden Herren sich in die Auslagen für dieses Röntgenlabor teilten, wie sie sich überhaupt in gewissen technischen Dingen zusammengefunden hatten. So erledigte zum Beispiel einer der Herren die Bankabrechnungen, die Steuerfragen, alles Kaufmännische für den anderen mit, dem zweiten standen Personalfragen zu, die Frage, wer etwa als Röntgenassistentin zu engagieren sei, die Frage, wann die gemeinsame Pflegerin Urlaub haben solle, die Frage nach dem Lohn des Chauffeurs und was es an solchen Regelungen noch sonst geben konnte. Der Wunsch, den die Röntgenassistentin dieser beiden Ärzte Annegrete am Telephon vorlegte, war kurz der: Annegrete möge für zwei Stunden ihre Vertretung übernehmen. Sie habe ein Telegramm erhalten, daß ihre Schwester sie auf der Durchreise begrüßen möchte, in zwanzig Minuten liefe der Zug ein, in zwei Stunden der andere, mit dem die Schwester weiterfahren müsse. Annegrete sagte zu und lief eilig los. Ihre Kollegin stand schon fertig, um sofort zum Bahnhof zu gehen, wenn sie ankäme, und fand nur Zeit, ihre Vertreterin jenem einen Arzt vorzustellen, der diese Angelegenheiten sowieso erledigte und den die Röntgenassistentin auch um ihren zweistündigen Urlaub gebeten hatte. Annegrete wurde sehr freundlich empfangen, man sprach davon, daß sie auch die große Ferienvertretung der Laborantin bekommen könne, und der Arzt ging mit ihr in das Zimmer seines Kollegen, um sie dort vorzustellen. Im Vorzimmer aber erklärte die Pflegerin, es sei gerade jemand im Konsultationsraum, und die Vorstellung wurde daraufhin verschoben.

Annegrete ging in den Röntgenraum. Der Arzt erklärte ihr die Schaltungen und ließ sie dann allein, da er gerufen wurde. Kurz darauf klingelte im Röntgenraum das Haustelephon. Annegrete hob den Hörer ab. Es sprach der Arzt, den sie noch nicht kennengelernt hatte! Dieser Herr wußte auch nichts von der Vertretung im Röntgenlabor, Annegrete hatte im Verlauf des Gesprächs keine Gelegenheit, selbst zu Wort zu kommen, denn der Arzt erteilte eine wichtige Anweisung. Er sagte, es werde jetzt eine Frau in den Röntgenraum kommen, die bestrahlt werden solle. Diese Frau sei aber so hoffnungslos krebskrank, daß es an sich ganz zwecklos sei, sie zu bestrahlen. Nur weil die Dame selbst noch nicht erfahren habe, wie es um sie stehe, vielmehr von der Bestrahlung einen Segen erhoffe und gar noch glaube, es sei ein Leichtes, ihr zur Gesundheit zu verhelfen, müsse eine kleine, gewiß entschuldbare Komödie gespielt werden. Die Frau solle zum Schein bestrahlt werden, aber es sei nicht nötig, den Strom einzuschalten. Der Arzt hängte den Hörer ein. In diesem Augenblick brachte die Pflegerin die Patientin. Es war — Annegretes Mutter!

Ich möchte mich bei der Schilderung der Begebenheit zwischen Annegrete und ihrer Mutter in jenem Röntgenraum auf gewisse Äußerlichkeiten beschränken. Die innere Spannung in dieser Begegnung war so stark, daß sie gewiß auch keiner Ausdeutung bedarf. Mag sich jeder selbst den Zustand ausmalen, in dem Annegrete, die etwas leichtsinnige Annegrete, vor ihrer Mutter stand, sie mit abgeschirmtem Apparat bestrahlte, ihre Reden anhörte und ihre Glückwünsche empfing, daß sie durch diese Vertretung vielleicht in eine später feste Stellung hineinrutschen könne. Die Mutter erzählte im übrigen, jener junge Arzt habe sie untersucht und dann hierhin überwiesen. Sie müsse schon sagen, daß dieser junge Arzt ein sehr gefälliger Mensch sei und ein Mann, den sie gern zum Schwiegersohn nehmen möchte, wenn Annegrete sein Gefallen erregen könnte. Annegrete hörte zu.

Sie brach erst zusammen, als ihre Mutter wieder gegangen war. Jener ihr noch unbekannte Arzt erschien, Annegrete wurde ihm vorgestellt, es dauerte einen Augenblick, ehe er den Zusammenhang begriff. Dann gab es Entschuldigungen, denen keinerlei Schuld zugrunde lag, gab herzliches Bedauern, das nach Lage der Dinge nicht trösten konnte. Annegrete tat ihren kurzen Dienst zu Ende. Dann rief sie zu Hause an und sagte, sie werde irgendwohin spazieren gehen, sagte eben irgend etwas, um mit sich allein zu sein. Es war bereits Abend, als sie wieder in die Stadt kam, sie suchte Gert und hörte, daß er bei mir sei. So kam sie dann zu uns.

(Fortsetzung folgt.)

An der Hochzeitstafel.

Skizze von Diedrich Speckmann.

Es war wacker getoastet worden. Vom Traupastor ernst mit launigem Unterton auf die Jungvermählten, von Onkel Werner herzbeweglich auf die Eltern. Aber erst, nachdem der in der Familie berühmte Witz Vetter Adalberts die Damen, vorab die Brautjungfern, übersprüht hatte, waren diese schweren niederdeutschen Menschen ein wenig aufgetaut und begann die Stimmung sich zu beleben.

Nun erhob sich Onkel Otto, der gebeten war, auf die beiden Großmütter der jungen Frau, die denn doch nicht übergangen werden durften, ein Wörtlein zu sagen. Sie saßen, in schwarze Seide gehüllt, Seite an Seite. Die jüngere, Siebzigerin, bewegte lebhaft den Kopf, lachte zuweilen hell auf, nippte fleißig an ihrem Mosel, aber das alles hatte etwas Gezwungenes, als ob sie sich sage, da sie einmal an einer Hochzeitstafel sitze, habe sie sich dementsprechend zu benehmen. Die Achtzigerin mit dem spitzen Vogelgesichtchen hockte zusammengekauert in einem Sessel, den man ihr hingestellt hatte, genoß nur ein weniges und konnte nicht hindern, daß ihre altersmüden Augen von Zeit zu Zeit für ein Momentchen zuklappten.

„Liebe Festgenossen", begann Onkel Otto im Ton des Plauderers, „der Mensch hat zwo Eltern und vier Großeltern, und da sich das in der Ehe summiert, macht es für ein Ehepaar vier Eltern und acht Großeltern."

„Bravo", rief Vetter Adalbert, „Kopfrechnen gut!"

Als die Heiterkeit sich gelegt hatte, purzelten die Worte Onkel Otto nicht mehr so glatt vom Munde, sondern kamen langsam und gewichtig.

„Was acht Menschen aus dem geheimnisvoll dunklen Schoß der Urzeit durch ungezählte Geschlechterfolgen in ihrem Blute überkommen haben, das haben sie, lieber Heinz und liebe Ursel, durch eure Eltern an euch gegeben, damit ihr dieses Erbgut in Treue hütet und es weiterreicht an die Geschlechter, die nach euch kommen sollen. Ich werde diese acht Menschen, ohne die ihr nicht wäret, jetzt bei Namen nennen, damit ihr ihnen mit uns allen, die wir des einen oder andern Blut in unsern Adern rinnend wissen, in dieser festlichen Stunde einen Augenblick liebevoll dankbaren Gedenkens weihen möget: Heinrich Haberkorn und Elisabeth Haberkorn, geborene Müller — Wilhelm Köppen und Margret Köppen, geborene Ludewig — Karl Färber und Emma Färber, geborene Stuckenbostel — Otto Behme und Marie Behme, geborene Martens . . .

Weder die Haberkorns noch die Färbers kommen von den Höhen des Lebens, aus der sogenannten Gesellschaft, aus alten Familien, in denen das Blut sich nicht selten ein wenig müde gelaufen hat, sondern sie entstammen den breiten Schichten des Volkes. Großvater Haberkorns Wiege schaukelte in einer Bauerndönze, Großvater Färbers Kinderwagen wurde in der Bürgerstube einer kleinen Stadt hin und her geschoben. So dürfte in euch, ihr lieben jungen Menschen, gesunde bäuerliche und bürgerliche Kraft aufgespeichert sein, und das soll euch wie mit freudigem Stolz so auch mit hohem Verantwortungsgefühl erfüllen! Als du, lieber Heinz, ein Kind warst, fand alle Welt, du seiest deinem Großvater, in dem Haberkorns den Begründer unserer Familie verehren, wie aus dem Gesicht geschnitten. Wir Geschwister deines Vaters, die wir den Gang deiner Entwicklung verfolgen konnten, wissen, daß du ihm vor allem ähnelst in der von uns, seinen Kindern, stets bewunderten zielbewußten Willenszähigkeit, die ihn emporgeführt und auch dich bereits Tüchtiges in deinem Fach hat leisten lassen."

Der Redner machte eine Pause, zog die Nase kraus, kratzte sich die linke Schläfe, und dann kamen seine Worte wieder leichtgeschürzt und munter daher wie zu Anfang.

„O weh, da habe ich mich aber vorhin böse vergaloppiert! Wie durfte ich zwei Menschen Worte ehrenden Andenkens widmen, die das noch gar nicht nötig haben! Die heute in unserer Mitte weilen, denen wir in die Augen blicken und die Hand drücken können! Die ganze Hochzeitstafel muß mir helfen, dies Versehen schleunigst gutzumachen: Oma Färber und Oma Behme, sie leben hoch, hoch, hoch!"

Die beiden alten Frauen, von der ganzen Hochzeitsgesellschaft umdrängt, hoben mit zitternden Händen ihre Gläser und lächelten durch Tränen. Vetter Adalbert, der in seiner entzückenden Damenrede der älteren Jahrgänge nicht gedacht hatte, erklärte ihnen unter artigen Verbeugungen, nächst dem jungen Paar seien sie hier geradezu die Hauptpersonen, denn ohne sie wäre diese köstliche Festtafel niemals gedeckt worden.



Lustige Ecke



Kostenloses Vergnügen.

„Ich denke daran, meine Ferien in Norwegen zu verbringen; was kann das wohl kosten?"

„Das kostet gar nichts!"

? ? ? ? ?

„Na, daran denken kostet doch nichts."

*

Gefährlich.



„Denke nur, Otto hat eben deine Schwiegermutter mit dem Auto angefahren!"

„Um Gottes willen — lebt er noch?"

*

Ist doch klar!



„Eine Rückfahrkarte, bitte!"

„Wohin?"

„Na, natürlich hierher."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.